

Für eine Weile war es mir tatsächlich gelungen, so zu tun, als gäbe es nichts, was mich festband oder einschloss. Wie ein Kind, das sich die Hände auf die Ohren legt und laut singt, um nicht hören, ja nichts wahrnehmen zu müssen.

Für eine Weile war es möglich gewesen, ohne Ursprung oder Herkunft zu leben.
Ohne Familie.

So ein Rausch hält nicht lange an. Irgendwann ist es zu Ende. Man selbst bereitet all dem ein Ende. Aber bevor es so weit ist, kann es vorkommen, dass man rennt und glaubt, die Brücke unter einem hört nicht auf, das dunkle Wasser funkelt ewig.

8

Jede Familie lässt sich einer geometrischen Form zuordnen. Manche gleichen ihrem Wesen nach einem Dreieck, andere eher einem Kreis, einem Vieleck oder einem Stern. Es gibt übersichtliche Formen wie zwei eng aneinandergeschmiegte Punkte, beschützende, seltsam verquere und solche, die für die Mitglieder ein Gefängnis darstellen.

Ein Freund, dessen ältester Sohn im Sommer bei einem Fahrradunfall tödlich verunglückt ist, sagt zu mir: Jetzt sind wir nur noch zu dritt. Er spricht von einer extremen Schieflage, die durch den Tod seines Sohnes entstanden sei. Ein Stützpfeiler, der dem Ganzen Stabilität verliehen habe, sei gewaltsam weggeschlagen worden. Er betont, wie anfällig und fragil das Familiengebilde dadurch geworden sei. Sehr ruhig spricht er davon. Das Viereck habe eine Logik besessen, das Dreieck hingegen werde ihm immer wie etwas Dürftiges vorkommen. Eine für alle Zukunft ungenügende Form.

Was meinen Fall anging, so hatte ich keine Todesnachricht erhalten. Bei mir handelte es sich um *Zuwachs*, nicht um einen schrecklichen Verlust. Trotzdem war es eine Art Verschiebung. Etwas an dem gewohnten Bild stimmte nicht mehr.

Ich erinnere mich, dass meine Verwirrung zuallererst *damit* zu tun hatte. Mein Unbehagen angesichts eines zusätzlichen Familienmitglieds betraf die Geometrie. Bislang hatte die Familie, aus der ich kam, einem Quadrat geglichen. (Obwohl in dem überschaubaren Wohnzimmer bei uns zu Hause immer ein runder Esstisch gestanden hatte.) Einem recht großen Quadrat, die Ecken weit voneinander entfernt, aber noch in Sichtweite.

Dieses Bild gab es mit einem Mal nicht mehr. Ein Bild, das selbst dann noch bestanden hatte, als mir längst klar geworden war, dass es der begrenzten, nebelhaften Zeit meiner Kindheit entstammte. Weder die Tatsache, dass meine Schwester früh das Haus verlassen und später mit ihrem Mann und den Kindern weit weg gewohnt hatte, noch dass ich ins Internat gegangen und kurz darauf ebenfalls bei meinen Eltern ausgezogen war, hatte ihm etwas anhaben können. Ja nicht einmal der Umstand, dass meine Eltern sich getrennt hatten und alles wie bei einer lautlosen Explosion auseinanderriss, die Einzelteile in unterschiedliche Richtungen davongetragen wurden. All diese Dinge hatten meine Vorstellung nicht gestört.

Erst mit ihr, der fremden Frau, verschwand das Bild eines stabilen Quadrates. In dem Augenblick, als sie an meinen Tisch getreten war, wurde aus der sauberen geometrischen Form ein struppiges Gewächs.

In gewisser Weise ist es typisch, dass ausgerechnet das, was am weitesten zurücklag – etwas, das noch *vor* dem Beginn meines Lebens stattgefunden hatte –, die Macht besaß, an diesem Bild zu rütteln. Man schlägt in Psychologiebüchern nach und weiß, dass es so ist. Man weiß Bescheid über das Fortbestehen gewisser *familiärer* Themen, über ihre Beständigkeit. Dass gerade die prähistorischen Dinge – und ist nicht der Lebenslauf eines jeden Menschen eine Historie? – eine lange Wirkungszeit haben. Aber dieses Wissen ändert nichts daran, dass sie erst viel später, zu einem anderen Zeitpunkt, wirklich eine Rolle spielen.

9

Es heißt, solange man die Geschichte seiner Eltern nicht kennt, kennt man sich selbst nicht.

Zwei oder drei Wochen nach der Begegnung mit der Frau, um die Weihnachtszeit herum, als unser Vater uns den Hergang der Schwesternsache schilderte, erinnerte ich mich an das, was ich schon einmal darüber gewusst hatte. Ich erkannte Bruchstücke wieder (vorausgesetzt, ich hatte darüber jemals mehr als Bruchstücke gewusst) und fragte mich, wie ich sie hatte vergessen können. Auf welchem Wege geht einem das Wesentliche verloren, und warum?

Mein Vater schilderte uns, wie es sich zugetragen hatte. Etwas, das über vierzig Jahre zurücklag.

Wir trafen uns zu dem Gespräch in der Wohnung meiner Schwester, in die sie nach ihrer Scheidung gezogen war. Ich erinnere mich, dass ich an jenem Tag dachte, es sind die Apartments der Frauen, übersichtlich und geschmackvoll, die nach den Ehen kommen, nach dem Zusammenleben der Familie, wenn die Kinder aus dem Haus, das Spielzeug und die Hamsterkäfige entsorgt und die langen polierten Küchenzeilen gegen kleine praktische Ecklösungen eingetauscht worden sind. Ein Apartment, das eines Tages auch mir bestimmt sein würde. Ich weiß nicht mehr, ob der Gedanke an jenem Tag erleichternd oder beängstigend war.

Während unser Vater erzählte, saß meine Schwester skeptisch da, die Arme verschränkt, das rötliche Haar, sonst offen, war straff im Nacken zusammengebunden. Kurz schaute sie zu mir herüber, ein durchdringender und zugleich rätselhafter Blick, wie so oft bei ihr. Sie hatte sich bereit erklärt, uns zu empfangen, sie hatte sich entschlossen zuzuhören, bitte sehr, aber sie würde wegen dieser Sache kein Fass aufmachen, so viel stand fest.

Und hatte sie nicht recht mit dieser Haltung? Was ging sie uns eigentlich an, diese Geschichte, in der ein sehr junger Mann, der gerade Unteroffizier geworden war, hin und wieder bei einer Frau, geschieden und deutlich älter als er, einkehrt? Hin und wieder – das hieß nach den damaligen Ausgangsregelungen für junge Offiziere: ein- bis zweimal im Monat. Mit dem Motorrad war es nicht weit von der Division bis zu ihrem Haus. Er wusste, er war nicht der Einzige. Die Frau war bekannt bei den Männern des

Stützpunktes, vielleicht auch bei denen im Ort. In ihrer Küche stand eine Badewanne. Während ihre Besucher badeten, machte sie ihnen am Herd ein Essen warm. Die Männer kamen vorbei, nahmen ein Bad, aßen sich satt. Sie entspannten sich. Vielleicht dachten sie in diesen Momenten an ihre Kindheit, an die Behaglichkeit eines Zuhauses. Die Besuche blieben auf ein paar Stunden beschränkt, höchstens eine halbe Nacht.

Zu meiner Überraschung lässt sich das Wort »Bratkartoffelverhältnis«, das er verwendete, im Internet tatsächlich finden. Laut Wikipedia handelt es sich um das Phänomen einer bestimmten Epoche. Einer Epoche, in der ein Motorradfahrer noch gekleidet war wie ein Flugzeugpilot am Anfang des 20. Jahrhunderts (Lederkappe und riesige Schutzbrille), die Badeöfen mit Kohle befeuert wurden und Vermieterinnen sich strafbar machten, wenn sie Männerbesuch bei ihren Untermieterinnen zuließen.

Beruhigte uns das? Zu hören, dass sich das Ganze zu einer Zeit zugetragen hatte, die einem wie ein fernes, unbekanntes Land vorkam?

Im Laufe der Erzählung hatte ich genau wie meine Schwester die Arme vor der Brust verschränkt. Eine Verweigerungshaltung. Ich fühlte mich müde, hatte die Augen zu Schlitzen verengt. Vielleicht gab es auch für Geheimnisse ein Verfallsdatum? Ein ZU SPÄT, in dem alles verhallt? Und was bleibt, ist nur noch die Müdigkeit, mit der man aus halbblinden Augen auf die Vergangenheit schaut.

Von dem Kind hatte er erst erfahren, als die Frau schon kurz vor der Entbindung stand. Sie musste einen Vater angeben und hatte ihn gefragt. Es war nicht klar, ob er der Vater war. Trotzdem willigte er ein.

Sieben, acht, neun Monate. Hatte er sich nicht gewundert, dass ihre Treffen plötzlich vorbei waren? Dass sie ihn nicht mehr empfing? Hatte er überhaupt versucht, bei ihr vorbeizuschauen? Oder hatte sie sich während ihrer Schwangerschaft versteckt vor den Blicken der Leute, den Blicken der Männer? Wer damals wem aus dem Weg gegangen ist, lässt sich heute nicht mehr sagen. Vielleicht hatte er sie auch irgendwo im Vorbeifahren gesehen, auf der Straße, in einer Schlange vor einem Geschäft, hatte angesichts des gewölbten Bauches Gas gegeben und war davongerast, so schnell wie möglich weg von alledem.

Weil er inzwischen schon auf dem Weg war zu einer anderen Frau, von der er noch nichts wusste. Einer Frau in P., der nahe gelegenen Bezirkshauptstadt. Während in der einen ein Kind heranwächst, betritt er im städtischen Kulturhaus einen Saal, in dem die andere, eine junge Studentin, versucht, einen Ofen anzuheizen. Ein Holzscheit in der Hand, richtet sie sich auf, als sie ihn in der Tür stehen sieht. Er kommt auf sie zu. Ist das der Kurs für politisches Kabarett?, fragt er. Seine hallende Stimme, hallend wegen der hohen Decken im Raum. Woraufhin sie nickt und ihm das Holzscheit sowie den